

Die Zeitungszeit

Nr. 17

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Der Weibermann.

Roman von Maria Schlumpf.

(Fortsetzung.)

Da ging die Tür auf und eine ganze Fülle von Sonnenschein strömte in das ihn umgebende Düstern. Und von einem Hintergrunde blauen Himmels und aufragender Blütenbäume hob sich die schlanke Gestalt Männelis ab. Sie kam herein, schlichtern zwar und zögernd, aber der Frühlingszauber ihres reinen, heiteren und gütigen Wesens schwebte ihr voraus und leuchtete in die Nacht seiner Qual.

„Ich möchte mit Euch reden,“ sagte sie leise, als er fragend zu ihr ausblickte. Richte Röte färbte ihre Stirn, aber sie kämpfte die Verlegenheit nieder. „Ich hätte es längst gerne getan, traute mich aber nicht, doch jetzt — die Mutter dauert mich so unendlich . . .“ Die letzten Worte klangen wie eine Entschuldigung. Wieder stieg eine Blutwelle in ihr Antlitz, stockend hielt das Mädchen inne. Sein Blick verwirrte sie, doch faßte sie sich abermals, und rasch kam es von ihren Lippen: „Ihr wißt, wieviel Vermögen ich besitze; alles soll Euch werden, alles — nehmt es, nehmt es . . .“

Die ganze Macht ihrer demütigenden, hingebenden Liebe drückte sich in ihren feuchten Augen, in ihren Mienen, ihren Gebärden und ihrer Haltung aus, und die süße Erregung verlieh dem sonst so kindlich unbefangenen Gesichtchen einen wunderbaren Reiz. Wolfgang empfand die Versuchung, auf sie zu stürzen und sie in seine Arme, an seine Brust zu schließen. „Du gutes Kind,“ sagte er, „ich danke Dir für Deinen redlichen Willen, aber — es geht wirklich nicht — nicht . . .“ Auch er wurde verwirrt.

„Ich dachte mir,“ stammelte sie, „es schicke sich für mich am besten. Seng — Seng hat einen Mann und kann vielleicht nicht so frei über ihr Eigentum gebieten wie ich.“ Sie senkte die Augen; denn ein solch feuriger Strahl von Bärtlichkeit schoß aus den schwarzen Augen

des Geliebten auf sie, daß ihr armes Herz beinahe zerbrach. Glühend floß es ihr über Stirn und Nacken.

„Ich könnte Dir ja keine Deckung bieten,“ versetzte er langsam. „Was würde man auch sagen?“

„O diese Leute,“ rief sie mit einem Anfluge von Unwillen. „Was liegt an ihrem Geschwätz!“ „Ich bin der letzte, der drauf was gäbe,“ entgegnete er. „Aber wenn die Leute recht hätten, wenn sie mich schlecht nennen — sieh — das ist etwas anderes — das darf nicht sein, um keinen Preis der Welt.“ Finster sah er drein.

wohl, daß von einer einmaligen Verbindung zwischen Deiner Schwester und mir kein Gedanke mehr sein kann. Ein Wettler, wie ich einer sein werde, kann nicht um die Hochbühlseng frei sein.“

„Sie liebt Euch und wird doch Euer Weib,“ sagte sie und sah ihn an. Stumm fraute er dem Tierchen neben ihm in der Wolle. Seine Flügel veränderten sich nicht, und nichts verriet, daß ihre Worte ein freundliches Echo in ihm geweckt hätten.

„Daraus kann kaum etwas werden,“ sagte er endlich. „Sie wird sich auch leicht trösten. Und ist einmal alles vorüber, so wandle ich aus. Inzwischen bleibst Du wohl meiner Mutter eine treue Freundin; Du hast mein höchstes Vertrauen.“

Sie trocknete die Augen und sah ihn lächelnd an; so etwas wie Schelmerei spielte doch in diesem Lächeln. „Nun, wir wollen gewärtigen; wie's etwa sich mit dem Auswandern gestaltet. Vorderhand ist das nächste zu tun. Drüben im Hause steht das Abendbrot auf dem Tische. Der Mensch soll nie die Zukunft ordnen wollen; es kommt doch immer anders.“

Der Abstimmungstag war angebrochen, ein wunderschöner Frühlingssonntag. „Als ob die

Natur den Schweizer Abstimmungstag zu einem Festtage erheben wollte,“ dachte Wolfgang in wehmütiger Freude. Er selber freilich mochte heute vom stolzen Rechte des freien Schweizers, über eine Verfassung abzustimmen, keinen Gebrauch machen. Ihm war, er sei schon in die Reihen der Ehrlosen gestoßen, obgleich es sich tatsächlich noch nicht so verhielt. Heute aber bot sich guter Anlaß, den Gang nach seiner alten Heimat im Gebirge, nach Altborg, zu tun. Wohl war es ein saurer Gang; allein er erachtete es als seine Pflicht, kein Mittel unverjucht zu lassen, auch nicht das letzte, das ihm zu Gebote stand. Es war ein nah befreundeter Altersgenosse,



Ruine bei Borgholm auf Öland.

Sie brach in Tränen aus und wollte sich zum Gehen wenden. „Ich bin doch kein Kind mehr,“ sagte sie. „Seng . . .“ Sie hielt inne, als sollte unausgesprochen bleiben, was ihr plötzlich durch den Sinn zuckte. Er jedoch verstand ihren Gedankengang sogleich.

„Beruhige Dich,“ sagte er weich. „Es gibt vielleicht noch einen Ausweg: in Altborg droben leben mir noch beglückte Verwandte. Zu denen will ich gehen und, wenn's sein muß, einen Fußfall vor ihnen tun, um meiner Mutter willen. Von Seng“ — seine Stimme wurde dunkler, als ob ein Schatten darüber schwebte — „von Seng möchte ich keine Hilfe. Du begreifst ja

den er zuerst aufsuchte: der Schurtann-Karl, ein steinreicher Bauer. Als kleine Duben waren sie zusammengewesen. Beim Militär hatte Wolfgang ihm einmal das Leben gerettet: nach einem angestrengten Marsche waren sie abends mit andern zum Baden nach dem See gegangen. Plötzlich sank Karl, vom Krampf befallen, unter Wasser. Keiner der übrigen hatte in der herrschenden Dämmerung sein Verschwinden beachtet außer Wolfgang. Er tauchte entschlossen unter, fasste den Sinkenden und brachte ihn mit Aufbietung aller Kräfte ans Ufer.

„Mein Leben lang vergeß ich Dir das nicht, und was Dich einmal plagen mag — komm zu mir und erinnere mich an diese Stunde!“ hatte der Gerettete dankesvoll ausgerufen.

Später liefen ihre Wege auseinander; trafen sie sich aber zufällig etwa auf Märkten oder bei Musterungen und Waffeninspektionen, ward die alte Kameradschaft regelmäßig bei einem Trunk erneuert, und Karl unterließ nie, den Freund zu einem Besuche auf die Schurtann einzuladen.

Nachmittags langte Wolfgang auf dem einsam und hoch gelegenen Hofe an. Der Bauer kam eben vom Lokale, wo die Stimmurne sich befand, und schien verdrießlicher Laune zu sein. Er lud den Gast zwar freundlich zum Mittagessen, doch nicht ohne eine gewisse Kürze im Tone, die Wolfgang nicht entging. Hatte Karl von seiner mißlichen Lage Kunde und wollte pfiffig vorbeugen, bevor Wolfgang nur den Mund geöffnet? Ohne Zweifel! Vorkäufig schalt er über die Verfassungsrevision und die Zafager von heute. Selbst da oben in den Bergen, wo doch sonst alles so konservativ sei, habe es viele Zafager. Endlich kam Wolfgang dazu, sein Anliegen vorzubringen. Der andre ließ ihn ausreden, schüttelte ihm sogar während des Redens sein Glas aufs neue, so daß in Wolfgang ein Schimmer von Hoffnung zu glimmen begann. Eingehend setzte er dem Freunde seinen Plan auseinander, wie vielleicht die Gläubiger sich zu einem gütlichen Abkommen verstehen würden, Aussichten auf Erhöhung des Ertrages beständen und so weiter. Wie aber Wolfgang innehielt und sich mit dem Saftuche den Schweiß von der Stirne wischte, begann Karl mit dem Ausdruck tiefen Bedauerns zu versichern, wie ungeheuer leid es ihm tue, nicht entsprechen zu können, zumal er eben gerade kürzlich seinem Schwager Knoni habe beistehen müssen. Derselbe habe gebaut; die Scheune, die lang an Trodenfäulnis gelitten, mußte frisch untermauert werden. Da sei er halt doch gezwungen gewesen, den nahen Better nicht im Stiche zu lassen. Er habe zudem seiner Schwester, der Mariappa, ihr Vermögen herauszahlen müssen; auch habe er mancherlei Mißgeschick in Haus und Stall gehabt, sogar ein Zauchekasten mußte her, weil der alte total verfault war. So sei er selber augenblicklich in der Klemme und habe Geld entlehnen müssen. Es tue ihm gewiß sehr weh, nicht entsprechen zu können. Warum denn nicht stracks zum alten Kasparlung, dem steinreichen Großonkel, gehen.

Wolfgang dankte und entschuldigte sich wegen seines Ansinns: er hätte sich nie unterstanden, den Schurtannen-Karl zu belasten, wäre er nicht eben an gewisser Stelle am See vorbeigekommen; da habe er sich der alten Freundschaft entzogen . . .

Der Großonkel gab Wolfgang, wie dieser übrigens wohl vorausgesehen, die nämliche bittere Pille zu kosten wie der gute Freund auf der Schurtann, nur ohne jede Verzuckerung.

„So weit habt ihr's also mit Eurer Herrlichkeit und Euerer freigesinnten Wesen gebracht!“ brummte der Alte. „Aber Euer Vater war schon ein freigesinnter Großhans, und die Mutter, die stammte aus der Stadt und verstand das vornehme Tun aus dem Fundament; der Pauli war ein Lump und Du ein Steck-

kopf. Gättest tolle*) Bauerntöchter an allen Fingern haben können und tappst mit einem Seidenwebmeißel drein. Aber so geht's, wenn keine Religion herrscht!“

„Ihr wollt mir also nicht helfen?“ fragte Wolfgang.

„Nein,“ tobte der Alte, „irenen soll's mich, wenn ich Deine Gant im Mutsblatte lese!“

„Bhüel Gott, Better,“ sagte Wolfgang gelassen. „Grüßt mir das Wäschen Benedikta, die tolle Bauerntöchter; tut mir leid, wenn es noch immer keinen Mann hat.“

Beinahe erleichtert schritt Wolfgang tal- und heimwärts. In Entsee kehrte er zur „Noten Rige“ ein, um sich zu erfrischen. Bewegtes Leben war da, wie übrigens auch in den Gassen der Stadt. Kleinere und größere Gruppen von jungen Leuten gingen aus und ein, und überall besprach man aufs eifrigste die Verfassungsrevision und das zu erwartende Ergebnis der Abstimmung. Eben rückte eine kleine Blechmusikgesellschaft an. Sie wollten hier nur Postfassen, bis das städtische Resultat eintraf — man erwartete eine Majorität des Annehmens, um dann mit klingendem Spiel durch die Straßen zu marschieren.

Dicht vor dem Flecken Wisen wurde Wolfgang von einem Reiter auf dampfendem Rosse überholt, der einen Bettel in der Hand schwang. Derselbe stieß einen hellen Zauchzer aus: „Zuhül die neue Verfassung ist angenommen — eben kam dies Telegramm aus Bern!“

Es dunkelte bereits, als Wolfgang todmüde und wie zer schlagen an Leib und Seele auf dem Kreuzhubel, einer Anhöhe oberhalb Buchwil, war. Er setzte sich auf einen Steinblock am Straßenrande. Da lobte am Abendhimmel noch einmal ein purpurner Schein auf und übergoß die zu seinen Füßen liegende Doggenlandschaft mit magischem Lichte. Zauberkraft schön, wie ein Märchenland, ein seliges Eden erschien ihm die Heimat in ihrer rosig leuchtenden Blütenpracht. — Seine Heimat, die er verlieren sollte! —

Mähtlich erblaßte der Glanz — von den Gängen der Berge senkten sich dunkle Schatten und breiteten sich über das schweigende Gefilde. Hoch droben aber tauchten aus den Tiefen des dunkelblauen Domes die Gestirne hervor.

Doch auch drüben flammte es auf, jenseits des Sees, am Richhorn, ein, zwei rote glühende Sterne — und dort, wo Entsee lag, war der ganze Berg von Purpur überflutet. Feurige Raketen zischten auf, zauberische Farben erstrahlten hoch in den nächtlichen Himmel und spiegelten sich in den stillen Wassern des Sees. Und ringsum auf allen Höhen und Kuppen bligten Feuer um Feuer, ein riesiger, stillhender Flammenkranz, eine stumme, aber ergreifende Freudenfeier des Vaterlandes.

Die liebe, schöne Heimat! Und nun sollte er kein vollwertiger Bürger derselben mehr sein. Dieser Sieg, dieser erhabene Sieg, von dem diese Höhenfeuer sprachen, er hatte ihn nicht miterkämpfen helfen — er war bereits ein Ausgestoßener.

Brennend stiegen die Tränen in die Augen des einsamen Mannes. Und alles das, weil er arm geworden aus Gutmütigkeit für seine Angehörigen. Gab es denn wirklich keinen Ausweg, leuchtete kein Rettungstern in die Nacht seiner Not?

Senz?! . . .

Hell winkte ein Licht vom Hochbühl. Wie von geheimnisvoller Macht gezogen lenkte Wolfgang den Schritt dahin. Hoch droben auf der Steintreppe stand eine schlanke Gestalt, die Senz, die den Anblick der Freudenfeier genöß. Sie erkannte den Nahenden rasch und rief ihn zu sich. Und nun standen sie Seite an Seite und labten sich still an der Pracht.

*) Gebräuchlich für flott, stramm.

„Siehst Du,“ sagte er, „nun jubeln die Feuer ringsum von dem, was ich damals auf der Doggenhöhe zu Dir sagte.“ Er schaute sie an, ernst, durchdringend. Ein leises Zucken ging über ihr Gesicht.

„Ach,“ flüsterte sie, „wir bedürfen dieser Lichter nun kaum. Ueber kurz werde ich ja Witwe sein.“ Und etwas wie Schmerz zitterte in ihrer Stimme.

„Vom Tod des armen Melk hab ich so wenig wie von den Feuern hier,“ entgegnete er bitter.

„Wie meinst Du das?“ fragte sie gelassen. „Weil ein der bürgerlichen Rechte beraubter Mann nicht um Dich werben kann.“

„Ich habe ja Geld genug.“

„Du wolltest wirklich?“ fragte er rasch, und ein lichter Freudenchein flog über seine Bänge. „Du wolltest mir wirklich den Dienst erweisen?“

„Gewiß,“ erwiderte sie, und ein Schauer des Entzückens durchbelebte sie. Wie süß war es doch, diesen Mann sich verpflichten zu können. Und welche Macht besaß sie doch in ihrem Gelde!

„Weißt Du, wieviel ich bedarf?“ fragte er.

„Ja, ich weiß es, und haben kannst Du“ zu dieser Stunde schon, wenn Du willst.“

„Nein, heute nicht, ich komme morgen. Gute Nacht jetzt und Melk eine gute Besserung.“

Sie ahnte nicht, wie ernst es ihm mit diesem Wunsch war. „Es ist keine Hoffnung mehr, er ist verloren,“ erwiderte sie.

„Gute Nacht denn und auf Wiedersehen morgen.“

„Gute Nacht!“

Sie reichten sich die Hände, glaubten nicht lang mehr getrennt, bald für immer vereint zu sein. Und doch war keines von ihnen dessen froh. —

Daheim angekommen, glaubte Wolfgang vorerst, es sei alles zur Ruhe gegangen. Doch nein, von der Schlafkammer seiner beiden Knaben hörte er noch sprechen. Luschend stand er im Flur.

„Schlaf jetzt, Wolfgang, die Feuer erlöschen jetzt. Siehe, Walterli ist auch ruhig.“

Es war Männelis Stimme, weich und sanft wie Mutterlaute.

„Aber dann mußt Du noch einmal die Geschichten erzählen.“

„Welche wohl?“

„Die von den Zwergen,“ antwortete der Kleine.

Mit einem tiefen Seufzer suchte der Heimgekehrte sein Schlafzimmer auf. So, ja, so hatte auch seine Mutter mit ihm und dem Bruder getan, als sie noch Kinder waren. —

„Einen Schein stellst Du mir doch aus, nicht wahr?“ fragte Senz am nächsten Morgen Wolfgang, als sie mit einem rohleinenen Geldsäckel zu ihm in das Stubeli trat.

„Versteht sich,“ entgegnete er, „eine regelrechte Obligation, zu fünf Prozent verzinsbar. Hast Du Stempelpapier?“

„Ich denke, ja,“ sagte sie und suchte welches in der Tischschublade . . . „Da, ist, was wir brauchen. Kannst es gleich schreiben, während ich das Geld zähle.“ Er schrieb, sie zählte die Fünffrankstücke und baute damit kleine Säulen reihenweise vor Wolfgang auf. Sie tat alles gewandt und geschäftsmäßig, ohne Hast, prüfte das Schriftstück, faltete es zusammen und brachte es in der Tischlade unter.

„So, das wäre also in Ordnung. Gelt, Du bringst es auch gleich dem Pfandschäber? Ich bin erst beruhigt, wenn ich weiß, daß das Geld an seinem Ort ist. Und gelt, in Zukunft nimmst Du Dich doch in acht vor dem Pauli. Das Geld ist eine so rare Sache, daß man dazuschauen muß, auch einem Bruder gegenüber. Du nimmst mir's doch nicht übel, daß ich so zu Dir spreche,“ fügte sie ihrer Mahnung bei, als sie die Furchen gewahrte, die über seine hohe Stirn sich hingog.

„Bewahre,“ antwortete er. „Wenn es Dich

aber reuen sollte, mir ausgeholfen zu haben, oder Du irgendwie in Sorge bist — so nimm es doch zurück.“

„Ach nein,“ erwiderte sie, unter seinem Blicke errötend. „Ich meinte nur so, weil ich weiß, wie gutmütig Du bist.“

„Wie geht es Melf?“ fragte nun Wolfgang.

„O, er hatte eine ziemlich schmerzfreie Nacht,“ antwortete sie. „Augenblicklich schwebt er nicht in Gefahr, sagte der Arzt. Es könne noch lange gehen — in Schwindsucht ausarten. Bei Sinnen ist er immer. Aber ein eigentliches Wiederaufkommen sei fraglich. Er nimmt mich sehr in Anspruch. Die Mutter liegt heute auch daneben; sie ist ganz abgemattet. Ich muß nun auch wieder zu ihm; ich möchte mir nicht das geringste vorwerfen lassen, wenn er einmal unterm Boden schläft.“

„Du hast recht, nur immer den guten Ruf wahren. Ich danke Dir für das Geld, Seng, und sobald wie möglich sollst Du es wieder haben. Ich kann vielleicht den Hof mit Vorteil verkaufen, behilf' Gott, grüße den Melf von mir. Gute Besserung wünsche ich ihm.“

Damit verabschiedete er sich, und mit seltsamen Empfindungen sah die Seng ihm nach. Ihr war, als habe sie einen großen, unersehbareren Verlust erlitten, der mit dem harten Silber nichts zu tun hatte; es zuckte ihr schmerzhaft im Innern.

„Senz!“ . . . Es war Melf, ihr Gatte, der sie rief. Wie hilflos bittend das klang! Sie eilte nach der Krankenzim�e, um an dem Armen ihre Pflicht zu tun. Sie gehörte noch zu ihm, und er war auch so anders als in seinen gesunden Tagen. So demütig, so ergeben, daß es ihr oft leid tat, mit halbem Herzen nur bei ihm zu sein. Nie hätte sie gedacht, daß so viel Geduld in ihm wohne. —

Frau Amalia antwortete auf Wolfgang's Mitteilung von dem Darlehen der Seng mit einem Seufzer. Sie blickte schweigend auf die Näharbeit in ihren Händen, und Wolfgang, der seitwärts stehend sie beobachtete, sah, wie die feinen Lippen und Nasenflügel leise bebten. Und wie hatte sich das ehemals so volle braune Haar an den Schläfen gelichtet. — Ein heißes Erbarmen quoll in ihm auf.

„Ist's Euch nicht recht, Mutter?“ fragte er leise. Sie schien einen Augenblick mit sich zu kämpfen, dann begann sie aufatmend:

„Ich will Dir nicht in Deine Herzenssachen hineinregieren — aber ich sehe die Seng kommen und — ich fürchte, es kommt auch mit ihr nichts Gutes. Warum lehntest Du das Geld ab, das Männeli Dir bot? Sie sagte es mir gestern, wie gerne sie Dir geholfen hätte.“

„Aber Mutter,“ erwiderte Wolfgang, „von dem alleinstehenden Mädchen durfte ich's doch nicht nehmen, da ich ihr keine Sicherung geben kann.“

„Sie ist auch kein Kind mehr, so wenig als Seng; lieber Wolf, ich weiß, daß Deine Liebe mächtig Dich zu Seng zieht — sie wird Dein Weib werden — doch glücklich wirst Du nicht sein.“

„Kann ich's ändern?“ fragte Wolfgang.

„Warum hast Du nie an Männeli gedacht?“ fragte die Mutter leise.

Er zuckte zusammen. „Männeli! Was fällt Euch ein, Mutter! Männeli, das junge Kind, und ich! Wie dürft ich je an so etwas denken! Die wird auch schwerlich je heiraten.“

„Du irrst Dich wohl. Aber ich kann nichts ändern. Wenn Du die andere liebst, so mußt Du allerdings Männeli aus dem Spiele lassen, sonst wäre das Unheil da. Vielleicht tue ich der Seng unrecht, weil ich halt gar so für das Männeli eingenommen bin. Nun, es wird wohl alles kommen, wie es muß,“ schloß sie gefast. Sie sah, wie Wolfgang litt, und brach das Gespräch ab, auf einen gleichgültigen Gegenstand übergehend.

Am nämlichen Tage noch brachte Wolfgang das Geld dem Beireibungsbeamten. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Grundwirt, der von einem Besuche des kranken Bettlers Melf auf dem Hochbühl heimkehrte. Mit geschwägiger Freundlichkeit hielt der Wirt ihn an. Er habe doch noch einmal nach dem Melf sehen wollen, bevor dieser abreise. Es sei ja freilich ein Glück, wenn ihm bald Erlösung werde, sowohl für ihn als für andere. Bei dem letzten Worte warf er einen eigentümlichen Seitenblick auf Wolfgang. Er habe halt nie recht zu Vase Seng gepakt. „Oh, eh, was ich sagen wollte, Wolfgang,“ er trat plötzlich dicht an dessen Seite, und seine Stimme sank beinahe zu einem hämischen Nichern herunter. „Ich hab's von ihr, der Seng, daß sie Euch das Geld vorstreckte — ich bin ja kein Fremder und weiß gut genug, daß sie ein braves Weibervolk ist. Ich wollt nur auch sagen, wie sehr ich's Euch gönne, daß Ihr wieder oben auf kommt. Es wäre doch schrecklich, von allem wegzumüssen, ja, das wär's.“

„Ja, ja,“ erwiderte Wolfgang, in welchem der Unmut aufkochte, „ich bin der Seng gewiß dankbar, aber meinetwegen soll der Hochbühl-Melf nur gesund werden — kerngesund, und soll hundert Jahre leben und der Mann seines Weibes bleiben — mir soll's recht sein.“

„Natürlich, natürlich,“ eiferte der andere mit einem spöttischen Lächeln, das deutlich sagte, was er auf solche Reden gab. „Das kann man sich wohl einbilden, daß Euch irgend ein Weibervolk unter die Arme griff — wär's nicht die Seng, so wär's eine andre —, so ein Weiberefreund, wie Ihr seid. Se nun, Ihr steht doch wieder da in Eurer Mannesehre; seid freilich so eine Art Weibermann — von Weibern gerettet und gehalten — hä, hä, nichts für ungut — 's tut jeder, wie er kann und mag.“

„Na, das ist so, und ich will nichts ver-säumen, auf daß Eure Vase Seng bald wieder zu ihrem Gelde kommt,“ erwiderte Wolfgang und schritt weiter.

„Weibermann, Weibermann“ — wie Wolfgang dieser Stich brannte! Wie einer, der einen Faustschlag erhalten mitten ins Gesicht, schwankte er dahin. Warum nur der Alte ihn haßte . . . — Weil der verstorbene Hochbühler ihn, Wolfgang, zum Vormunde bestimmt — weil er kein Pfaffenchrist, kein Heuchler und Phariseer war und — weil das Männeli seinen Gottlieb nicht zum Liebsten haben wollte. Und nun hatte die Seng es diesem seinem geschworenen Feinde schon vorgeplappert, daß sie ihm beigestanden. — Weibermann! Immer würden sie ihn so hänseln, die Seng, die hochmütige, mit ihnen. „Weibermann!“ laut rief er das Wort, und grimmig lachte er auf. Dann blieb er sinnend stehen. „Nein,“ rief er sich zu, „nein, das ertrage ich nicht! Ein Weibermann will ich nicht sein — nun und nimmermehr!“ Und jäh wandte er sich wieder Buchwil zu, von wannen er doch gekommen. Mögen sie mir alles entreißen, wohlan, meine zwei gesunden Arme behalte ich, und die Mutter und die Buben sollen nicht Mangel leiden. — Die Mutter! — Wird ihr Herz nicht brechen? Nein, nein, sie war ja nicht zag, und lieber folgte sie ihm wohl in die Fremde, als daß sie ihn in unwürdiger Abhängigkeit wußte — als Gatte der Seng. So dachte er auf seinem eiligen Marsche. —

Um dieselbe Zeit mühte die Seng sich um ihren kranken Mann. Mit Umsicht und Sorgfalt machte sie sein Lager zurecht. Mit einer Kraft, die er ihrem zierlichen Körper gar nie zugetraut, richtete sie ihn empor. „Wie Du stark bist, Seng,“ sagte er, sie bewundernd. „Gätt's nie geglaubt, daß so viel Kraft in Deinen feinen Armen steckt. Und auch sonst noch — Seng — ich hätt nie erwartet, daß Du mich so — so brav pflegen tätest.“

„Warum denn nicht?“ fragte sie, ihr Antlitz tief vor ihm auf das Bett neigend, um seine Hemdärmel zuzuknöpfen. „Ich tue ja bloß, was sich versteht.“

„Aber ich begreife nicht, daß Du das alles so willig tust. Einmal hab ich es ja nicht verdient, hab Dich oft unrecht geplagt, und dann mein ich halt, Du werdest doch froh sein, wenn es mit mir bald aus ist, damit Du . . .“

„Sei still,“ fiel sie ihm ins Wort. „Ich will ja nicht, daß Du — sterben sollst — ich will nichts von — von Wolfgang — ich lieb ihm nur Geld — und damit mag er sich zufrieden geben.“

„Aber Du hast doch mit ihm eine Abrede getroffen — warst in ihn verliebt,“ wandte Melf ein, gespannt in ihren Zügen forschend.

„Ach ja, ich meinte ihn zu lieben, liebte ihn auch wohl — er schien so apart, so stark und in allem eine andre Nummer als jeder der übrigen. Auch hat es mich getränkt, daß Du so leichten staus mich ihm abtreten wolltest. Aber nun er so einfältig seines leichtsinnigen Bruders willen in die Patsche tappte — nun ist es vorbei mit seinem Banber. So ein Narr zu sein! — Am End würd er ja auch mein Vermögen noch veranschiden. Nein, so einen möcht ich doch nicht.“

Melf faßte ihre Hand. „So bleibst bei mir, Seng?“ fragte er leise, bittend. „Sieh, ich war roh und unrecht gegen Dich. Ich war mir wohl bewußt, daß Du Anspruch auf einen feineren Mann hättest. Und immer würgte mich heimlich die Geschichte mit dem Wolfgang — ich wußte um Eure heimliche Liebe, und daß ich nichts Schlechtes Euch vorhalten konnte, das hat mich nur um so mehr gewirmt. Nun sollst Du's erleben, daß ich Dich schätzen und in Ehren haben kann. Wenn ich nur wieder aufkomme! Aber so weh ist mir doch noch. — o — Seng, da in der rechten Schulter, da zwick's wieder, und da — im Kopf ist's so konfus.“

„Geduld, Melf,“ tröstete die Seng und begann die schmerzende Schulter zu massieren, wie der Arzt sie geheißen. Und auf den Schädel legte sie eine kühle Kompresse. „Gast Dich auf-gereggt, ruh' Dich aus; ich loche Dir jezt ein Süpplein, damit Du zu Kräften kommst.“ Und leichten Trittes begab sie sich nach der Küche.

Sie empfand eine stille Genugthuung. Nun hatte sie ihr Gewissen, von dem sie stets der Untreue an ihrem Gatten beschuldigt worden, beschwichtigt. Es war unlesbar, daß Melf's Krankheit und ihre rührende Geduld ihre Herzen einander nähergebracht hatten. Und anderseits hatte Wolfgang um seines selbstverschuldeten Unglücks willen in ihren Augen verloren, wenngleich keineswegs jedes Gefühl für ihn in ihrem Herzen erloschen war. Sie freute sich nun, ihre Zukunft dem Schicksal anheim-gestellt zu haben. Genas Melf, so war sie sein Weib, das er nie von sich lassen würde, und sie blieb die reiche, angesehene, unbescholtene Hochbühlerin. Starb er aber — so hatte sie immer noch die freie Wahl, konnte Wolfgang heiraten oder aber sich gänzlich von ihm wenden.

Das Süpplein war gekocht und Seng im Begriff, es nach der Krankenzim�e zu tragen, als die Haustüre aufflog. Wolfgang war's, der darunter erschien. Der ungewöhnliche Ausdruck seiner Züge, der seltsam heitere Glanz seiner Augen machte sie betroffen. „Komm, Seng, ich bringe Dir wieder, was Du mir gabst,“ sagte er und schickte sich an, in das Stübeli zu treten.

„Was bringst Du mir wieder?“ fragte sie. „Dein Geld!“

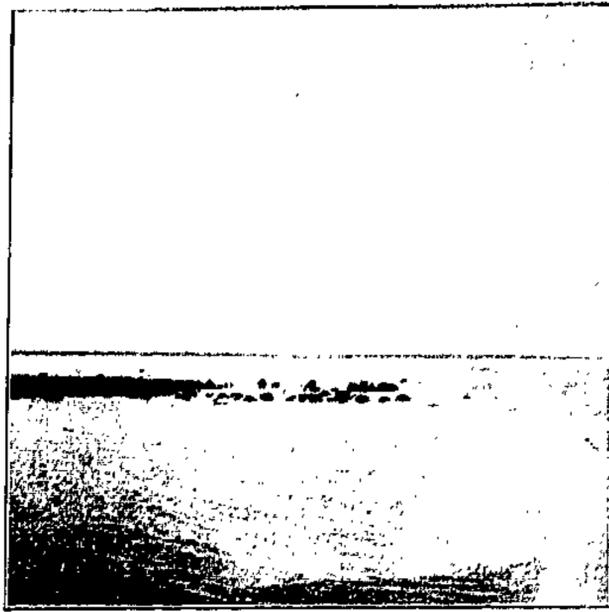
„Komm nur gleich mit hinein zu Melf,“ sagte sie und drängte wie in Angst vorwärts. „Weiß Melf . . .?“

Sie nickte nur und wandte ihr Gesicht, auf dem sich Röte und Blässe zeigten. Ein bitteres Lächeln irrte um Wolfgang's Mund. Davon wußte also auch schon der Melf. (Schluß folgt.)

Das „christliche“ Kreuz in vorchristlicher Zeit.

Von Hannah Lewin.

Es ist schon unzählige Male ausgesprochen worden, und die vergleichende Völkerkunde weist es alle Tage nach, daß sehr häufig alte Formen im Laufe der Kultur Jahrhunderte lang fortleben, nachdem sie ihre ursprüngliche Bedeutung längst verloren haben. Neue Generationen füllen sie allmählich mit neuem Inhalt und bringen sie mit Erscheinungen in Beziehung, die anfänglich mit diesen alten, überlebten Formen gar nichts zu tun hatten. Auf den Ursprung solcher Ueberbleibsel aus vergangenen Zeiten sich zu besinnen, hat man nach und nach gründlich vergessen; es bilden sich im Gegenteil ganz verkehrte Ansichten darüber. Und dann gelingt es gelegentlich nur noch dem Forscher, demjenigen, der den seinen Verzweigungen der Kulturentwicklung sorgsam nachgeht, diese alten Formen, die unter ganz falscher Flagge segeln, hinauf zu verfolgen bis an den Beginn ihrer Entwicklung. Da kommt denn nicht selten Ueberraschendes zutage. Manch frommer Glaube, manch felsenfeste, durch Alter geheiligte Ueberzeugung muß darüber zu nichte werden. Aber wenn die Geschichte des menschlichen Geschlechtes, die Geschichte seiner Kultur uns

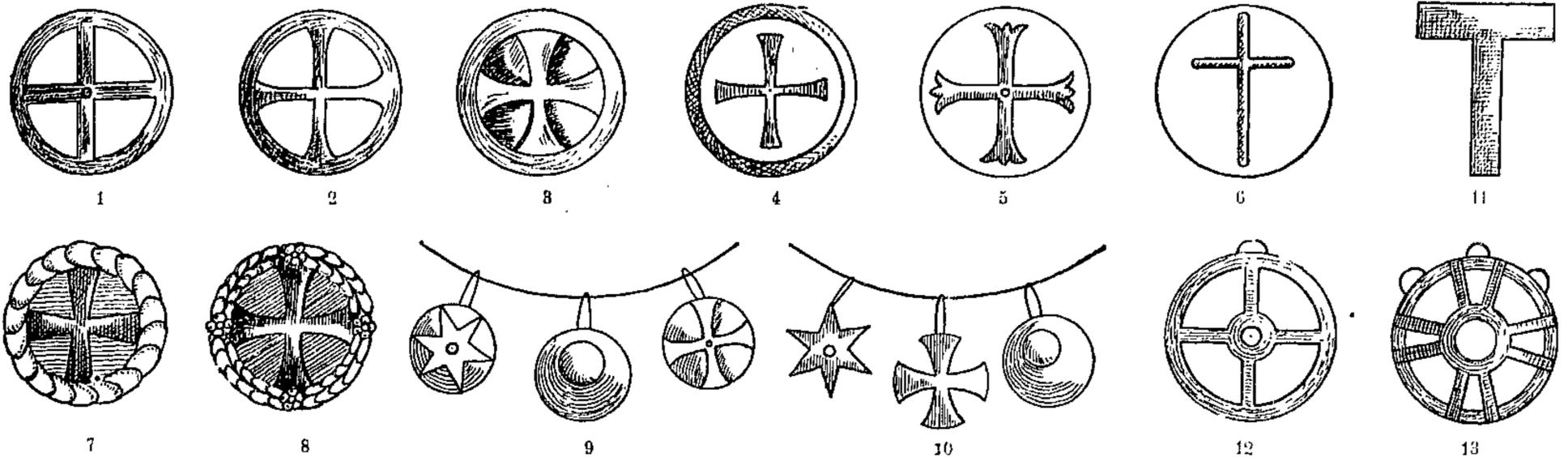


Blick auf's Meer.

leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Räder auf primitiven Kulturstufen, kurz nach der Erfindung des Wagens, die Form von vollen Scheiben hatten. Sie waren aus der Walze entstanden und besaßen in ihrer frühesten Phase keine Speichen. Fast mit Notwendigkeit mußte man darauf kommen, diese vollen Scheibenräder mit der am Himmelsgewölbe entlang rollenden Sonnenscheibe zu vergleichen. Wenn man nun

mit der Entwicklungsgeschichte dieses Zeichens nicht vertraut sind, nicht ahnen können, daß die Gestalt, in der das Zeichen sich schließlich zeigt (nämlich das christliche Kreuz), durch eine allmählich sich vollziehende Veränderung aus der ursprünglichen Form hervorgegangen ist. Und dies gilt nicht bloß von dem vierspeichigen Rade, sondern ebenso von dem Rade mit sechs oder acht Speichen.“ Im Folgenden schließen wir uns an die Ausführungen von Montelius an.

Zunächst ist im Auge zu behalten, daß das Rad (nämlich das wirkliche Gebrauchsrade am Wagen), nachdem es die Form des vollen Scheibenrades verließ, durchweg mit vier Speichen gearbeitet worden ist; dieses vierspeichige Rad hat sich sehr lange im Gebrauch behauptet. Es ist also, wenn wir von der eigentlichen Scheibe absehen, sozusagen die Urform des Rades. Nun finden wir bei vielen keltischen Kreuzzeichen an christlichen Kirchen und kirchlichen Gegenständen früherer Zeiten in der Tat das heilige Zeichen noch genau in der Form des vierspeichigen Rades (Fig. 1 und 2). Bei Figur 1 fehlt neben dem Radreifen und den Speichen nicht einmal in der Mitte das Loch, das zur Aufnahme der Radachse diente; das gleiche findet sich weiter unten bei einer etwas späteren Entwicklungsform, die wir in Figur 5 abbilden (siehe auch Fig. 12 und 13). Bei der ersten Figur sind die Speichen des Rades



klar enthüllt werden soll, soweit immer sie für die Forschung noch faßbar ist, so ist kein Punkt unbedeutend genug, um nicht die Untersuchung bei ihm beginnen zu lassen.

Wir wollen heute so eine alte Form betrachten, der man ihren Ursprung nicht mehr ansieht und die im Laufe ihrer Entwicklung in ganze neue Beziehungen hinein verflochten ist. Sie hat sogar nach und nach ein ganz anderes Aussehen bekommen, als sie bei ihrer Geburt hatte. Aber indem wir ihre einzelnen Phasen rückwärtsgehend wieder rekonstruieren, werden wir die ganze Entwicklungsreihe fast lückenlos vor uns sehen. Wir werden dann erstaunt sein, wie weit Anfang und Ende auseinander zu liegen scheinen, und wie eng sie doch zusammengehören. Die Form, von der wir reden, ist das christliche Kreuz.

Der schwedische Archäologe und Prähistoriker Oskar Montelius, ein hervorragender Forscher und eine Autorität auf seinem Gebiete, hat über die Entwicklung der Kreuzform als Kultzeichen eine Studie veröffentlicht, deren Hauptpunkte er in einer kleineren Arbeit in der Zeitschrift „Mannus“ (Berlin, 1909, Heft 1 und 2) zusammengefaßt hat. Er führt das Kreuzzeichen zurück auf die Form des Rades, und zwar des vierspeichigen Rades, und er stellt den ganzen Entwicklungsgang vor Augen, wie folgt: Schon in sehr frühen Zeiten — lange vor dem Beginn des Christentums — ist das Rad ein Sinnbild des Göttlichen gewesen. Das ist

für die Sonne, die schon in ältester Zeit und in sehr verschiedenen Gegenden der Erde göttliche Verehrung genoß, nach einem symbolischen Zeichen suchte: was lag näher, als daß man das Rad dafür einsetzte! Sonne und Rad — Scheibenrad zunächst — wurden in Beziehung zueinander gebracht; das Rad wurde Symbol des Göttlichen. Montelius zeigt nun, „wie das Radsymbol im Laufe der Jahrtausende so großen Veränderungen unterlag, daß alle, die



Das Kalmarer Schloß.

noch von gleichmäßiger Breite in ihrem ganzen Verlauf, geradlinig vom Mittelpunkt bis zum Radreifen, ebenso wie beim wirklichen Rade. Nach und nach wird das anders. Figur 2 zeigt uns schon eine leichte Verbreiterung der vier Speichen nach außen hin. Im Laufe der Entwicklung wird diese breite Ausschweifung allmählich stärker; Figur 3 zeigt eine Form, bei der die direkte Zurückführung der Kreuzgestalt auf das Rad schon ein wenig erschwert ist für den oberflächlichen Blick. Freilich, wer sie im Anschluß an Figur 1 und 2 betrachtet, der kann sich über die Zusammengehörigkeit kaum täuschen. Auch die Verbindung von Radreifen und Speichen wird hin und wieder schon gelöst, während immerhin die Kreuzform doch noch vom Radreifen lose umschlossen bleibt. Es entsteht dann etwa bei Figur 4 oder, noch weiter fortschreitend, Figur 5, bei der der Radreifen nur noch durch einen einfachen Strich angedeutet, sozusagen also rudimentär erhalten geblieben ist. Wir sind hier durchaus nicht im Zweifel, daß wir das „christliche“ Kreuz vor uns haben; aber ebenso deutlich sehen wir jetzt auch, wie es aus dem vierspeichigen Rade direkt entstanden ist. Augenscheinlich war es nun nicht mehr weit bis zu einem Stadium, wo man die äußeren Enden der Kreuzarme (oder besser gesagt der Radspeichen) mit geschweiften Linien in mannigfacher Form verzierte und ausarbeitete. Wir beobachten das bereits bei Figur 5. Hier haben wir, worauf wir eben schon hin-



Strasse in Kalmar.

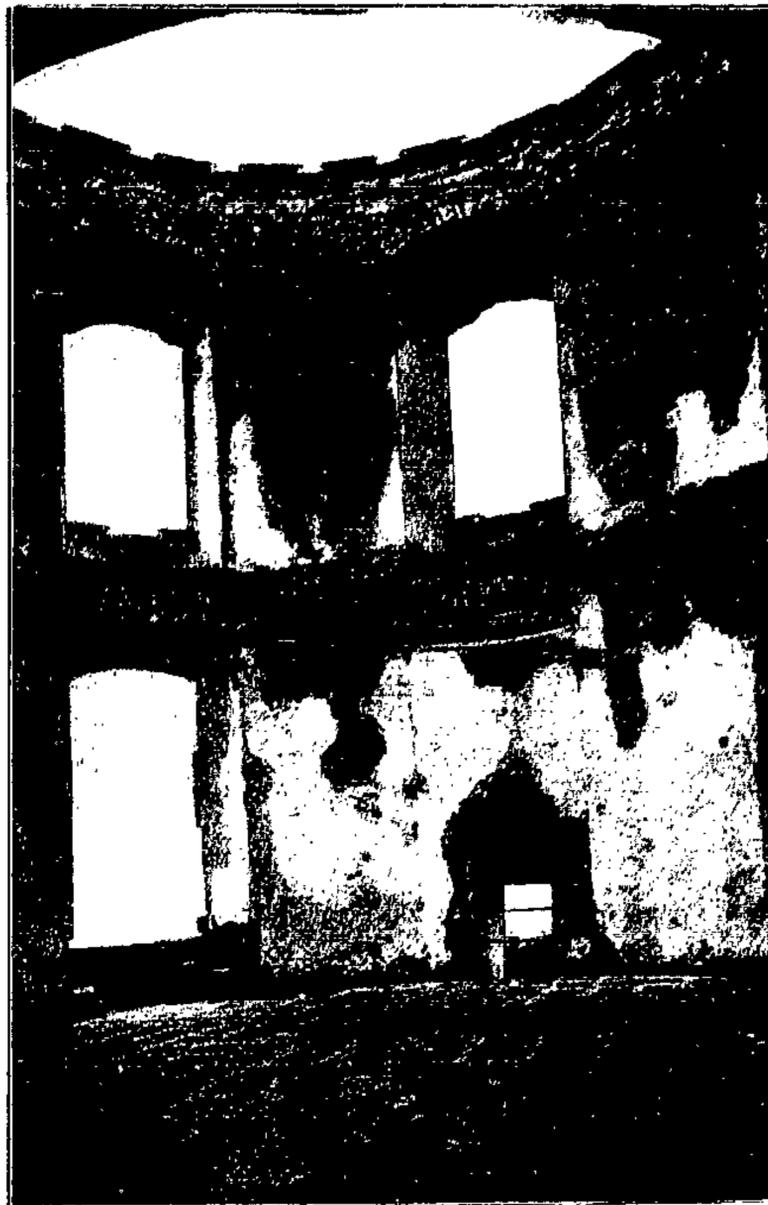
„Infolge der Neigung, an einer einmal angenommenen Form festzuhalten, die stets alles kennzeichnet, was mit Religion zu tun hat, leben die älteren Formen beständig fort an der Seite der jüngeren. Das Rad mit den vier schmaleren oder breiteren Speichen, die entweder mit dem Nadelreifen noch zusammenhängen, oder sich von ihm schon gelockert haben, kann also vorkommen, und kommt in der Tat ganz allgemein vor noch in der Zeit, da das vom Reifen schon ganz befreite gleicharmige Kreuz (das sogenannte „griechische Kreuz“) längst in Gebrauch war.“ Zwei Entwicklungsstufen des Kreuzzeichens gehen nebeneinander her: die eine, ältere, weist noch klar auf ihren Ursprung aus der Radform hin; die zweite, jüngere, redet schon nicht mehr so deutlich davon. So haben nach Montelius die sogenannten Ellakreuz, die in Schweden noch in verhältnismäßig später christlicher Zeit zur Heilung von Krankheiten beliebt waren, bald ganz deutlich die Gestalt eines



Alte Mauer mit Tor.

wiesen, den Nadelreifen noch erhalten, wenn auch nur in lockerer Verbindung mit der Kreuzform; es fehlt nun nicht viel, so läßt man ihn ganz und gar verschwinden; das Kreuz wird frei, ohne jede kreisförmige Umgebung gezeichnet. Und da sind wir denn an einem Punkte der Entwicklung angelangt, wo es für den Unkundigen nicht mehr möglich ist, dem Kreuze seine Ableitung aus der Form des Rades anzusehen. Bald kommt nun auch ein Künstler darauf, den einen der vier Kreuzarme länger zu machen, als die drei übrigen. Es konnte dies sogar ganz ohne Mühe noch innerhalb der Umrahmung des Nadelreifens geschehen, sobald derselbe die rudimentäre Rolle bekommen hat, wie bei Fig. 6. Denken wir uns die beiden Figuren 5 und 6 ohne den sie einschließenden Kreis, so haben wir die zwei bekannten Haupttypen des „christlichen“ Kreuzes: das gleicharmige und das ungleicharmige; letzteres ist — wie uns jetzt klar geworden sein dürfte — seiner Entwicklung und Verwendung nach einfach eine spätere Form.

Während man vielfach den Nadelreifen weglassen ließ, ist er im Gegenteil auch in zahlreichen Fällen derart betont, daß man ihn noch besonders mit Zierlinien und anderen Ornamenten ausschmückte, mit allerlei Blattwerk umgab oder auch wohl geradezu zum Blätter- und Blumenkranz machte, der dann seinerseits das eigentliche Kreuz umschließt. Derartige Formen kann jeder, der mit aufmerksamem Auge christliche Kultgebäude daraufhin betrachtet, in Menge finden; Fig. 7 und 8 geben Beispiele dieser Art.



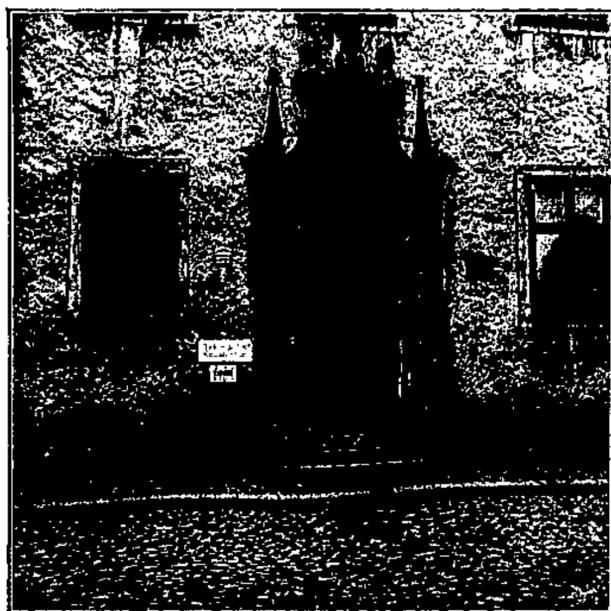
Inneres der Borgholmer Ruine.

Nades mit vier am äußeren Ende verbreiterten und mit dem Nadelreifen noch zusammenhängenden Speichen, bald die eines kleinen gleicharmigen Kreuzchens, das mit dem sehr schmalen Reifen, der es umgibt, gar keine Verbindung mehr hat. „Es kommt darauf an, daß man große Zeiträume überschaut, um einen richtigen Ueberblick über die in Frage stehende Entwicklung zu gewinnen.“ So sagt Montelius.

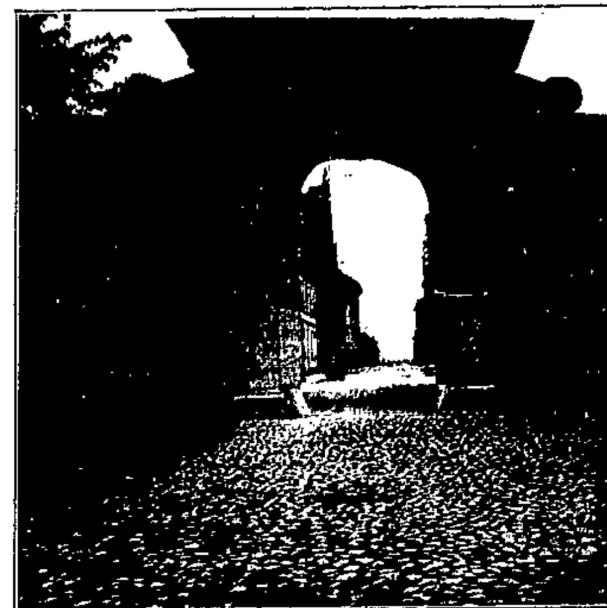
Und nun entdeckt sich uns, indem wir die Geschichte der menschlichen Kultur überblicken, in bezug auf das Kreuzeszeichen eine ganz überraschende Tatsache: es hat bereits ein heiliges Zeichen, genau von der Form des „christlichen“ Kreuzes gegeben, lange bevor das Christentum in die Erscheinung trat. Das gleicharmige Kreuz (aus dem sich später, wie wir sahen, auch das ungleicharmige ohne Schwierigkeiten entwickeln ließ), ist Symbol des Göttlichen gewesen, lange bevor der Stifter der christlichen Kirche

gelebt hat. Ja noch mehr: die gleiche Entwicklung der Kreuzform aus dem vier Speichigen Rade, wie sie innerhalb des Christentums nachgewiesen werden kann, hat sich schon in viel früheren Jahrhunderten unter altheidnischer Völkern vollzogen.

Am neunten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung werden assyrische Könige mit einem eigentümlichen Halschmuck dargestellt, der ungefähr das Aussehen hat, wie es uns Fig. 9 zeigt. Wir sehen da, an einer Schnur oder einem Reifen aufgereiht, drei Behänge, von denen ein jedes seine besondere symbolische Bedeutung hat. Es ist der sogenannte Istarstern, das Symbol der Göttin Istar oder Ishtar, ferner das Zeichen des Mondes, und endlich finden wir da das vier Speichige Rad, das Zeichen der Sonne wie wir haben also hier Sonne, Mond und Stern. Dem in Fig. 9 gegebenen Bilde, das sich auf einer Skulptur des neunten Jahrhunderts v. Chr. findet, steht ein anderes aus der gleichen Zeit und ebenfalls aus Assyrien zur Seite, das wir in Fig. 10 bringen. Hier erblicken wir eine Entwicklungsstufe, die später auch das christliche Mittelalter aufweist; die Speichen haben sich vom Nadelreifen schon gelöst, der letztere ist verschwunden, und wir sehen das freie, gleicharmige Kreuz vor uns. Wo ist hier der mindeste Unterschied zwischen diesem Kreuz eines altheidnischen, assyrischen Fürsten, und dem Kreuze, das tausend und zweitausend Jahre später christliche Kirchen als heiliges Abzeichen schmücken sollte! Montelius spricht sogar von dem Bilde eines Königs (ebenfalls eine assyrische Stein



Altes Haus in Kalmar.



Stadttor in Kalmar.

Skulptur aus dem 9. Jahrhundert v. Chr.), welcher um den Hals an einem Reifen das „christliche“ Kreuz trägt. Mündbild und Nistars sind hier beiseite gelassen, und man könnte meinen, einen christlichen Herrscher aus früherer Zeit vor sich zu sehen, wenn nicht das hohe Alter dieser Skulptur und ihre Entstehung in vorchristlicher Zeit über jeden Zweifel erhaben wäre. Ganz ähnliche Kreuze (eigentlich also Sonnenräder), als Halschmuck getragen oder neben Götter- und Königsbildern angebracht, kommen auch auf ägyptischen Denkmälern aus dem zweiten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung vor; wir finden sie gleichermaßen auf römischen Objekten aus der Kaiserzeit, und auch da gehören sie ganz zweifellos dem Heidentum an. Es schmückt z. B. ein solches Kreuz den Nabel eines heidnischen Tempels auf einer römischen Münze aus dem Beginn der vierten nachchristlichen Jahrhunderte. Uns liegt auch eine Münze des Kaisers Konstantin vor, die ein Kreuzzeichen trägt. Hier könnte man freilich zunächst zweifeln, ob es etwa wirklich ein „christliches“ Kreuz genannt zu werden verdiene, denn Konstantin hatte im Jahre 312 das Christentum angenommen. Trotzdem weist Montelius diese Münze noch in diejenige Zeitperiode, die vor dem Uebertritt Konstantins liegt. Es zeigt nämlich die Rückseite dieses interessanten Stückes in deutlicher Prägung das Bild des Sonnengottes, und ihm zur Seite rechts eine kleine Sonne mit Strahlen und links das gleicharmige Kreuz. Offenbar hat Konstantin die in Rede stehende Münze also prägen lassen, bevor er Christ wurde. Wir stehen hier in einer Zeit, da das Christentum drei Jahrhunderte alt war und mit dem Heidentum fast überall noch im Kampfe lag. Auf beiden Seiten, im heidnischen wie im christlichen Lager, ist das Kreuzeszeichen für kultische Zwecke im Gebrauch; es ist hier wie dort ein Symbol des Göttlichen. Als Bildzeichen der göttlich verehrten Himmelssonne ist es, wie wir sahen, schon in frühen, vorchristlichen Jahrtausenden auf Skulpturen und Malereien solchen Wesen als Attribut beigelegt worden, deren hervorragende Stellung man bezeichnen wollte: vor allem also den Göttern selbst, dann aber auch den Herrschern, welche ja im alten Orient fast göttliche Verehrung genossen. Das junge Christentum fand dieses alte Kreuzeszeichen und seine Bedeutung als Symbol göttlicher Würde im Volksbewußtsein vor; es akzeptierte dasselbe, wie es so manchen andern im Volksleben vorgefundenen Zug akzeptiert und seinem Kultus einverleibt hat, weil es sich zu schwach wußte, um ihn überwinden oder ausrotten zu können.

Die ursprüngliche Entstehung des Kreuzzeichens und seine Entwicklung aus dem Sonnenrade aber war schon im Volke verblaßt und wurde im Laufe der ersten christlichen Jahrhunderte ganz und gar vergessen, auch wohl geflissentlich unterdrückt. Sehr nahe lag es hingegen später für die christliche Menge, das Zeichen des Kreuzes, das sich auf ihren kultischen Gebäuden, Bildern und Objekten allgemein geltend machte, mit dem Marterkreuz Christi in Verbindung zu bringen, d. h. mit dem Holzgerüst, an dem Christus nach römischem Urteil den Tod erlitt. Es hat sich auch ganz allgemein in der christlichen Welt die Ansicht herausgebildet, daß das christliche Kultzeichen direkt auf das Kreuz Christi zurückgehe und zur Erinnerung an dasselbe in Aufnahme gekommen sei. Daß dem nicht so ist, dafür spricht mancherlei: erstens ist das Kreuz, an dem man Christus laut Richterspruch des Pontius Pilatus festgenagelt hat, aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht von wirklicher Kreuzesform gewesen, d. h. nicht von der Form, die uns als Kreuzform geläufig ist und kultische Verwendung findet. Das historische Römerkreuz hatte eine Gestalt, wie sie Fig. 11 uns zeigt; auch das Gerüst, an

dem Christus starb, wird die gleiche Form gehabt haben; wir finden sie sogar gelegentlich auf alten Bildern, welche die Kreuzigung Christi darstellen. Das Todeskreuz Christi hatte also — man kann das mit ziemlicher Sicherheit annehmen — gar nicht vier Arme, wie unsere kultischen Kreuzzeichen. An altchristlichen Bildwerken findet sich ferner gar nicht selten die eigentümliche Erscheinung, daß man eine aus Kreuz gebastete Christusfigur darstellt, ihr aber über das Haupt oder zur Seite noch ein kleines gleicharmiges Kreuz stellt. Wenn das „christliche“ Kreuz einfach das Todeskreuz des Erlösers bezeichnen sollte — was für einen Sinn hätte es dann, auf Bildern, die ohnehin schon die Christusfigur am Kreuze hängend darstellen, diesem Christus zu Häupten noch ein kleines Kreuzlein beizugeben? Es muß eine andere, besondere Bedeutung haben, und zwar eine ganz wesentliche, die man hervorzuheben wünschte, indem man dem kleinen Kreuzzeichen einen bevorzugten Platz gab: zu Häupten Christi, oder auch wohl hinter dem Haupte. Dieses kleine Kreuz über dem (gekreuzigten) Christus hat die Aufgabe, deutlich zu machen, daß der dort Gekreuzigte gött-



Platz für den Geist der neuen Zeit!

Ist es denn wahr, wird nie sich wenden
Der Menschheit jammervolles Los?
Wird nie ihr schmerzlich Sehnen enden,
Die Freude blüh'n in ihrem Schoß?
O nein, o nein! Ich kann's nicht glauben
Und wüßte stündlich auch das Leid,
Ich laß die Hoffnung mir nicht rauben
Auf eine bessere, schönere Zeit!

Wohl sit' ich oft in stillen Nächten
Und trau're bis zum Morgengraun,
Wenn von der Selbstsucht feilen Knechten
Mir keiner kann ins Auge schau'n;
Wohl halt' auch oft im wilden Grimme
Sich meine Faust, doch stets befreit
Zum Weh mich der Geschichte Stimme:
„Vertrau dem Geist der neuen Zeit!“

Die Stimme kann den Gram bezwingen.
Die bringt dem Herzen frischen Mut
Und stählt es zu neuem Ringen
In herrlicher Begeißt'ung Gut. —
Was soll das Trauern?! Dieses Auge,
Es künde stolze Männlichkeit,
Es zeuge, daß zum Kampf ich taug' —
So will's der Geist der neuen Zeit!

Mit ihm zum Kampf! Hier gilt kein Zagen
Und keine lange, bange Wahl —
Frei werden, oder Ketten tragen — —
Wem macht solch eine Wahl wohl Qual?!
Frei werden, frei und glücklich werden
Durch dich, Göttin Gerechtigkeit,
Soll jedes Volk rings auf der Erden —
Du läßt nicht, Geist der neuen Zeit!

Was du versprichst, du wirst es halten,
Du führest nicht umsonst den Krieg
Gen all' die finstern Truggewalten;
Dir wird in diesem Krieg der Sieg!
Will mich zum Kampfe dir verbünden,
Will dir ein Herold sein im Streit
Und sterbend selbst noch freudig künden:
Platz für den Geist der neuen Zeit!

Karl Frohme

* Wir entnehmen dieses Gedicht der Niedersammlung „Empor“ von Karl Frohme (Muer & Co., Hamburg, Preis 1 Mk.). Das vom Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins für den 8. und 10. schleswig-holsteinischen Wahlkreis herausgegebene Büchlein enthält zum Teil schon früher veröffentlichte Gedichte Frohmes, die in Arbeiterkreisen warmen Anklang gefunden und wohlbekannt sind: ein Schlusssatz, das auch der vorliegenden Herausgabe von Herzen zu wünschen ist. Das vornehm und geschmackvoll ausgestattete Büchlein verdient es, einen recht weiten Kreis von guten Freunden zu finden.

liche Natur sei; es ist das Attribut göttlicher Würde, hier wie auf den Bildern vorchristlicher Götter und Könige! Fast handgreiflich klar wird die Bedeutung des Kreuzes als Symbol der Göttlichkeit auf einem silbernen Kreuzfingerring aus der frühchristlichen Zeit Schwedens: wir erblicken hier wieder über dem Kopfe des gekreuzigten Christus ein kleines Kreuzeszeichen, und über ihm eine auf dasselbe weisende Hand mit ausgestrecktem Finger. Kann ein Zweifel ist, daß es die Hand des Gottvaters sein soll, welcher vom Himmel herab auf das Abzeichen der göttlichen Natur über dem Haupte seines Sohnes hinzeigt und damit gleichsam den am Kreuze hängenden Christus als Gott, als Gottessohn, als Gottmensch, legitimiert. Jedenfalls ist hier das Kreuz in seiner uralten Bedeutung kaum zu verkennen, wenigstens für den, der sehen will; ja, es ist sogar einzig dann verständlich, wenn wir es in dieser Weise auffassen.

Eine kleine weitere Veränderung in der Darstellung des gekreuzigten Christus läßt sich aus der zuletzt behandelten mit Leichtigkeit ableiten: wir alle haben wohl schon Bilder gesehen, welche den Heiland mit der sogenannten „Kreuzesglorie“ darstellen: hinter dem Haupte hervor und nach beiden Seiten bricht je ein breiter Strahl, und die Enden dieser Strahlen, mitsamt dem Haupte selbst sind von einem Kreis, einem Kranz, kreisförmig umschlossen. Ein Heiligenschein sei das, so sagte man uns wohl; das göttliche Haupt sende Lichtstrahlen von sich aus. Ganz recht: ein Heiligenschein, ein Abzeichen der göttlichen Natur! Stellen wir uns vor, daß man das Kreuz, welches wir vorhin über dem Haupte Christi fanden, jetzt hinter dasselbe setzt, so kommt genau der Heiligenschein, die Kreuzesglorie heraus. Es sind drei von den Speichen des vierspeichigen Sonnenrades, die wir oberhalb und zu beiden Seiten des Hauptes vorragen sehen; die vierte ist durch die untere Partie des Kopfes und den Hals verdeckt. Die kreisförmige Umrahmung aber ist einfach der Radreifen des Sonnenrades. Manchmal wird der letztere fortgelassen, dann haben wir nur Strahlen, ohne den Kreis; manchmal aber werden auch die Strahlen weggelassen, und nur der Radreifen bleibt; dann haben wir den bloßen, eigentlichen Heiligenschein. Beide Formen kommen vor und können von jedem, der daraufhin christliche Bilder, Kirchenwände, Taufsteine, Altargeräte, Schmuckstücke und dergl. untersucht, zahlreich zusammengestellt werden.

Wir wollen diese kleine Uebersicht, die so überraschende Streiflichter auf die Geschichte und Bedeutung eines uns allen bekannten und vertrauten Zeichens geworfen hat, hiermit schließen, wenngleich noch viel Material beizubringen wäre. Es sei nur noch kurz erwähnt, daß auch in bronzezeitlichen Pfahlbauten der Schweiz das vierspeichige Sonnenrad auftritt. Fig. 1 ist einem bronzenen Schmuckgehänge aus dem Pfahlbau Wollishofen im Züricher See nachgezeichnet, und Fig. 12 zeigt uns ein solches aus dem Pfahlbau von Aubernier im Neuenburger See. Bei dem letzteren der Gehänge ist die Radform noch ganz unverkennbar: wir sehen da Radreifen, Speichen und das Loch für die Radachse. Aus dieser Form entwickelt scheint wieder das in Fig. 13 abgebildete Gehänge, an dem die vier Speichen zwar in je zwei Teile zerlegt, aber vollkommen deutlich sind. (Das Original zu Fig. 13 entstammt ebenfalls dem Pfahlbau Aubernier.) Jedenfalls muß das Vorkommen des Kreuzes an diesen Orten und zu dieser Zeit — es gehören diese Pfahlbauten in den Beginn des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung — auffallen.

Daß das „christliche“ Kreuz ursprünglich mit dem Christentum gar nichts zu schaffen hat, sondern im Gegenteil auf uraltes Heidentum zurückgeht, das dürfte nach dem Gesagten klar geworden sein.

Der Herr Professor.

Skizze von Ernst Kreowski.

Er glänzt weder als Klavierlöwe, noch hat er den Generalbaß erfunden; er ist nur ein — „Original“ . . .

Man erkennt ihn schon von weitem an seiner windelhagern, rückengekrümmten Gestalt im regenbogenfarbig verschossenen Paletot, der — lang mag's her sein — bessere Lage, aber keine Bürste gesehen hat und seinen Träger umschlollert wie 'ne Vogelschenke. Ein immo-discher, stark abgegriffener Steißhut bedeckt nach hinten geneigt, den robusten, grauodigen Kopf. Das gedunsene, plattrasierte Gesicht nebst vorquellender Unterlippe zeigt zwischen unstät flackernden Frowischaugen eine kräftig markierte Stumpfnase, auf deren fleischigem Rücken das grobe Gerüst einer Stahlbrille mit großen Ovalgläsern reitet. Viel zu lang hängen die verwehten Rockärmel über ein Paar schmaler seh-niger Hände herab: Handschuh und Sackluch zugleich ersiehend. Malpropre sind auch die Hosen, ähnlich den Stiefeln, die eher wie verbuckelte Müntziappfeunig-Weiden aussehen.

Mit der Rechten umkrallt der „Herr Professor“ einen derben Knotenstock oder, wenn's schneit und regnet, eine bauschige „Gewitterkrücke“, womit er beim Vorwärtshasten nervös aufs Pflaster stampft. Und er hat es stets eilig — beängstigend eilig. Gleich einer wildge-wordenen Kuhbremse schießt er voraus, die Nase wie schnuppernd gesenkt, den linken Daumen krampfhaft im Rockknopfloch drehend. Wehe, wer ihm nicht bei Zeiten ausweicht! Der kriegt einen unsanften Stoß, daß er seitwärts taumelt. Aus Bösartigkeit? O bewahre, denn dieser Mensch ist aus weichem Stoff geformt und könnte keinen Grassalm kniden.

Aber wie kommt's wohl, daß ich immer, so oft er vorbeifliegt, an — Wanderratten denken muß? Weil die Viecher, wie ich als Junge während eines unausstehlich regnerischen Som-mers sah, allwo sie herdenweis ihre durch-wässerten Erdböcher zu verlassen gezwungen waren — die von ihren Führern eingeschlagene Bahn trotz hemmender Flußläufe, Gräben oder knittelichwingender Buben mit eigensinniger Beharrlichkeit verfolgten. . . Ihnen, so will mich bedünken, sind vielleicht alle Lebensschiff-brüchigen vergleichbar — auch unser Professor. Ihn lockt noch immer ein Glimmerfünkchen seines zerknitterten Künstlerturns ins Menschen-getriebe. Sein irrlichterirender Geist schwebt beständig in musikalischen Traumspären, und die mechanisch ausgreifenden Füße suggerieren ihm die Zielrichtung . . .

Aber er kann auch fuchtig werden. Sogar sehr! Zumal, wenn ihn die liebe Gassenjugend hänselt. Wie er dann schimpft! Mit dem Stock oder Schirm um sich schlägt und auch wohl einen erwischt und gründlich durchprügelt! Denn auch darin nimmt er's verdammt ernst-haft. Am ehesten gibt er Fersengeld, hat ihn der Zufall um die Mittags- oder Vesperzeit in eines Schulhauses Nähe geführt. Umbiegen, Kehrtmachen oder auf die Tram springen — und heidi davon durch den johlenden A-b-c-Schüßenschwarm, ist eins.

Der Herr Professor ist nämlich menschen-scheu. Sitzt er in der Elektrischen, so blickt er verärgert nach rechts und links. Pflanzt sich ein Fahrgast neben ihn, so rutscht er weiter auf der Bank, wie von einer Tarantel gestochen. Schneuzt sich gar einer unvermutet, schwupp, springt er auf und vom Wagen herab, während der Fahrt. Die Passagiere schauen ihn komisch verwundert nach . . .

„Dem rappelt's“, meint einer.

„Das ist ja der Herr Klavierprofessor!“ repliziert der Kondukteur, „der kann keine

Nasenzerte vertragen“. Diese Wahrneh-mung hat ihre Wichtigkeit. O, wie es den Armen schreckt und peinigt! Wo er geht oder steht, dies verhaßte Geräusch. Gar zur Schnupfzeit! Ihn überläuft es heiß und kalt dabei. Es ist ihm die greulichste aller Disso-nanzen. Und dann der Wahn, als gälte es ihm. Ach, ein gar seltsamer Verfolgungswahn.

Der Herr Professor war damals noch, was man „anziehend“ nenn. — folglich auch ein Klavierlehrer so recht nach dem Herzen begehr-licher Frauen und schwärmerischer Backfische. Wie es dann so geht: — plötzlich hatte er Feuer gefangen für eine süß schmachtende Schülerin; und fortan opferte er ihr wahre Helatonben vermeintlicher Künstlerchaft!

Wie der Lyriker seine Donna mit mond-silberhauchenden Blutliedern umwebt, so feierte er die Dame seines Herzens in kühnen Sta-denzen, flirrenden Tonkastaden, schmelzweichen Nachtigalltrillern. Und sich: was kein prak-tischer Musikpädagoge, keine Harmonielehre ver-mocht hatte — die alles Ungeheure gebärende Liebe machte unsern Professor über Nacht zum unheimlich fruchtbaren Ländlicher.

Eines Tages nun führte er seiner Flamme auf dem Pianoforte eine in verwichener Nacht komponierte „Traumphantastie“ mit allen Schi-kanen der Technik vor. Ihn rann der Schweiß vom Gesicht auf den Rock, der Klimpermaid ein Tränenstrom holdseligster Nührung auf den zartknospenden Busen. Darüber verging die Unterrichtsstunde — und des Nasens kein Ende . . .

Draußen im anstoßenden Zimmer wanderte des Mädchens Vater, ein dider, probiger Mes-germeister, her und hin. Der verstand zwar nichts von Musik, geschweige denn von dieser „Traumphantastie“. Aber er honorierte jede Unterrichtsstunde mit einem blanken Taler; und wo er bezahlte, da hörte bei ihm allemal das Vergnügen auf. Also trappte er ärgerlich auf und ab, muckte, knurrete und stuchte. Schließ-lich riß ihm der Geduldsfaden! Hastig stieß er die Tür auf, räusperte sich, daß die Fenster klirren, spuckte gewohnheitsmäßig in die Hände — und riß, ras, flog der nichts ahnende, ge-rade in einem endlos schluchzenden Sehnsuchts-triller schweigende Komponist, derb am Genick gepackt, im kühnen Bogen zum Hause hinaus. .

Der Herr Professor hat nie wieder geliebt, noch jemals Gegenliebe gefunden. Doch solanes Verzichtes war es nicht, das von Stund' an seine Lebensbahn verwirrte, ihn selber zum Sonder-ling und Kunstproletar herabzog. Sondern jener Käusperton wirkte so verhängnisvoll. Wo und wann nun seitdem ein irregulärer Mißlaut in sein Ohr tönt, fällt ihm jedesmal die Er-innerung an den tragischen Abschluß seiner zärt-lichen Schäferidylle aus Jugendtagen peinvoll auf die Nerven . . .

Daher das ewige Vibrieren der wulstigen Unterlippe, das Verrat witternde Zittern der Nasenflügel, der mißtrauisch irrende Blick, das abgehackte Sprechen, das konfuse Klavierspiel in den verschiedensten Takt- und Zeitmaßen durcheinander, kurz die kribbelige Hastigkeit aller seiner so eigenartigen, persönlichen Lebens-äußerungen.

Nun mag er im Café-Restaurant, scheu in eine Ecke gedrückt, seinen Mokka schlürfen, vor bierseligen Gästen obskurer Vorstadtschänken eigene „Kompositionen“ und Tänze spielen oder sich freiselhaft durchs Gewühl der Straßen kringeln — seine Nerven sind gestäubt und ge-

spannt, um beim nächstzufälligen Käusperton zu plagen und ihn selbst wie närrisch vom Fleck zu jagen.

Die Schulkadetten und die Studenten wissen das. Stehen mehrere beisammen, gleich gibt's die Probe. Oft sucht ein kundiger Tüchler den Professor durch geheuchelte Anteilnahme bei einem freigebig gestifteten Schälchen Kaffee oder Glas Bier ins Gefühl der Vertraulichkeit zu wiegen.

Der nichts Böses Ahnende wird bald led-felig, spricht von seinen „Ländlungen“, leyten Endes von einer Konzertreise nach Berlin; denn allda sich als Virtuos zu produzieren: dies ist der Chimborasso seiner Wünsche. Plöz-lich hebt kreuzweis ein verabredetes Spucken, Mülpfen an.

Ein verplerer Moment, ein ängstlich flat-ternder Augenzornesblick! Hastig ergreift der Professor Hut und Stock und schießt wie 'ne Brummfliege fort . . . Hinter ihm drein jöhst boshafte Lachen . . .

Ähnlich geht's wohl Tag um Tag, und die Lachen davor läßt den Gehänselten heute hier, morgen dort wie ein Meteor aufstehen. Hilft nichts, man kennt ihn überall: er gehört zu je-nen Sternen, die in gewissen Zeitläuften wieder-kehren. . . .

Doch wenn er sich draußen müde geradert hat am Wimmerkasten für diverse Mahlzeitsreste nebst ein paar Krüglein Tropfbier und wenige mitleidig verabreichte Nidelstücke: mit welcher hoher Daseinswonne kehrt er dann zurück, um irgendwo in einem Brunf-Café des Stadtzen-trums mittenächtlich den Künstleraristokraten zu spielen! . . .

Freilich, die Stellnerinnen „bereden“ ihn alle. Sie wissen, 's ist ein recht armes Hascherl — oben auf ein Geiztragen; denn wenn's zum Bezahlen kommt, krant er jedesmal wie ver-zweifelt in allen Taschen, ohne Geld zu finden — der Litzige. Also schenken sie ihm gern den Kaffee und das Stückchen „Gesundheitskuchen“ dazu.

Fordert ein Unbekannter ihn auf, mit ihm ein Täschchen zu trinken, so wird er gewiß höflich abwehren — um gleich hinterher schmachend zu zulangn. Denn Kaffee ist sein Lieblings-getränk.

Wer jedoch so etwas wie Künstlerstolz hinter seinen Brillengläsern aufblitzen sehen will, der verlange nur eine „Komposition“ von ihm. Sir setzt er sich also am nächsten Tisch in In-spirationspose, entrollt da einen Bogen des in seiner Rocktasche bereitgehaltenen Notenpapiers und improvisiert ein Gewirr von Fuchsspuren und Krähenfüßen.

Spielbar ist diese „Komposition“ natür-lich nicht. Aber er wird sie dem Besteller mit ausgelachter Grandezza als „Souvenir“ über-reichen und für ein kleines Douceur nebst obli-gaten Lobesworten riesig geschmeichelt quit-tieren. —

Neulich hat ein Reporter den Professor tot-gefragt. Wie ihn das wurmte!

„Die Galunken werden mich ins Grab ärgern“, sagte er zu mir. „Aber ich tu ihnen noch nicht den Gefallen. — Jetzt grad' mit!“ setzte er mit Nachdruck hinzu. „Aber das Spucken hab' ich wirklich did!“

Eben defilierten einige junge Leute — fo-mische Grimassen schneidend — im Gänsemarsch längsher.

„Mülpfen — Mülpfen . . .“

Grimmig wie ein Hornuß schnob er an ihnen vorbei — hinaus . . .

Der arme Kerl!

Junges Blut. Gestern hatten sie ausgelernt. Ihr Denken und Fühlen war in den Lehrjahren proletarisch geschult worden; sie wußten, wofür sie gehörten. Außerdem waren die Knabenjahre nicht spurlos an ihnen vorübergegangen. Sie waren ja Großstadtkinder. Und nun war in ihnen die Sehnsucht nach Freiheit und Ungebundenheit erwacht. Der Frühling zog über die Felder. Der lockte gar gewaltig hinaus in die Weite.

Der Abschied war kein allzu schwerer gewesen. Die Aelteren hatten Ermahnungen bei der Hand, den Jüngeren saß irgend eine wichtige Anspiegelung locker. Dem sah der Meid und jenem eine ehrliche Freude aus den Augen. Die beiden aber sahen und hörten nicht allzuviel davon. In ihren Herzen sang ein helles Frohlocken; das füllte ihre Blide mit Glanz und legte eine lächelnde Heiterkeit um ihre roten, jungen Lippen.

Nun lag die Stadt schon eine gute Wegstunde hinter ihnen. Ihre Konturen schwammen in einem schwebelichten Dämmerlicht. Und ein Summen und Brausen sandte sie ihnen nach, das schwächer und schwächer wurde, je länger sich der Weg zwischen dem Häusermeer und den beiden Wanderern legte.

Sie sprachen wenig miteinander. Ihre Augen suchten den Weg, der grau und grade in das Grün der Landschaft hineinschnitt. Ein paar Hecken standen an der Straße mit staubbepuderten Blättern und um die weißen Meilensteine trocken blaßblaue Fichtenzweige, die die Luft mit einem feinen leichten Duft erfüllten. Ueber den Aedern fliegen die Lerchen. Ein Lüftchen wellte die grau-grün aufgeschossenen Palme eines abgeblühten Kornfeldes. Ganz hinten zog ein Wald einen scharfmarkierten, schwarzgrünen Strich über den Horizont. In den Schwäben am Wege aber hatte Hahnenfuß und Hornkraut, Gundermann und Nelke das satte Grün des Grases bunt getupft. Da summten die Bienen, schaukelten die Falter und machten die Käfer ihre Brummusik. Der Frühling war beim Scheiden. Nun schritten die beiden dem nahenden Sommer entgegen.

All diese frische Schönheit in der Natur löste ihnen die Zunge. Ein Wort gab das andere. Und sprachen vom Freisein und Gebundensein, von Kraft und Ausbeutung, vom Wollen und Können, vom Einzelmenschen und der Menge. Wie voll war ihnen das Herz! Ihre achtzehn Jahre legten den goldigen Jugendglauben als Maßstab an Menschen und Dinge und Geschehnisse. Sie schmähten nicht über die Alten. Aber ihrer Bedächtigkeit gaben sie Schuld, daß die Umgestaltung des Bestehenden in das Zukünftige mit so langsamen Schritten ginge. Und versanken dann wieder in Wortlaryheit und dachten bei sich, ob wohl auch sie einmal so werden würden, wie die Alten.

Bis zur Straßengabelung wollten sie miteinander wandern. Dann sollte der eine nach Süden, der andere nach Westen ziehen. Das hatten sie so verabredet. Und nun waren sie an jene Stelle gekommen. Hier stand das Gras besonders hoch. Wie auf Verabredung warfen beide die Mäntel in den Graben. Und legten sich selbst daneben, hinein in die warmen, goldigen Sonnenflecken, die sich um Blumen und Palme in satter, sommerlicher Behaglichkeit breiteten. So lagen sie und träumten mit großen Augen in den blauen Frühlingshimmel hinein, bis es dem einen einen Ruck gab und er hastig nach der Hand des anderen griff. Nur die Hände ruhten in einander. Die Köpfe lagen starr, wie in gewollter Unbeweglichkeit. So verharrten sie eine gute Weile. Und hatten sich nichts mehr zu sagen, wenn es auch in ihren jungen Herzen unaufhörlich von gar eigenen Stimmen erklang.

Dann riß es sie empor. Von den Sommerblumen, in denen sie gelegen, stiegen sie ein paar kleine, rote Kelten an den Hut. Hingen die Mäntel über die Schultern und reichten sich zum Abschied die Hände. Und was da weich in ihnen gewesen, war nun gewichen. Das alte Frohlocken sang wieder hell in heider Herzen und die Heiterkeit ihrer jungen Jahre hatte wieder ihre Augen mit Glanz gefüllt und ein stilles Lächeln auf ihre roten Lippen gelegt.

„Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“

Und nun schritt der eine gen Süden und der andere gen Westen. Als sie nach einiger Zeit nach einander umschauten, da lag schon ein breiter Ackerfeld zwischen ihnen. Jenseits desselben sah jeder den anderen, wie er noch einmal den Hut mit den roten Blumen vom Kopfe riß und dann weiter schritt durch Sommer und Sonne.

Der Zufall hatte sie dann wieder zusammengeführt. Nach Jahren.

Aus den halbwüchsigen Burden waren zwei sehnige, gebräunte Männer geworden. Von Freud und Leid der Wanderjahre hatten sie gar viel einander zu erzählen. Nun aber einte sie ein anderes

Band: die Betätigung ihrer beruflichen und politischen Interessen. Beide waren mit leitenden Posten in der Arbeiterbewegung betraut worden. Denen standen sie mit besten Kräften vor. Etwas Zähes und Trostiges war in ihnen, wie damals, als sie zum ersten Male in die Welt zogen. Das wies ihnen die Wege und lehrete sie, alle Hindernisse gering schätzen. Unermüßlich freuten sie die Saat der Aufklärung aus, überzeugten die Fernstehenden und festigten den sinkenden Mut der Wankenden. In den bitteren Tagen eines großen Streiks gaben sie leuchtende Beispiele von Mut und Selbstlosigkeit. Und als die politischen Wirren den Wahlkampf aufrollten, da trugen sie, allen anderen voran, die Parole der proletarischen Emanzipation in die breiten Massen und verhalfen ihr zum Siege.

Sie waren jung geblieben, wie ehedem. Nur reifer waren sie geworden, abgeklärter in den Siegen, in denen das Leben jeden erzieht, der sich erziehen lassen will. Der alte Glanz war in ihren Augen geblieben: er erzählte von Güte und Mut und Begeisterungsfähigkeit. Sie trugen Sonne im Herzen. Nur das Lächeln hatte das Leben von ihren Lippen genommen, denn das Leben des Arbeiters ist reich an Ungerechtigkeiten, Laune und Tücke. So gingen sie ihren Weg durch Dornen und Rosen, über Steingeröll, Wurzelwerk und spärliches, lachendes Grün. Rannen und gingen auch die Jahre, ihre innere Jugend starb nicht. Sie ließen sie nicht sterben, weil sie wußten, daß, wer da aufwärts strebt, jung bleiben muß!

Im südöstlichen Schweden. Wer von Malmö oder Trelleborg aus ins Schwedenland hineinfährt und den nach Stockholm führenden Schienenstrang bei Helsingborg oder Alvesta verläßt, um sich gen Osten zu wenden, kommt in ein waldbereiches, von stillen, dunklen Seen durchsetztes Gebiet, in dem die Ortschaften spärlich gesät sind, und die Industrie noch nicht in dem Maße Eingang gehalten hat, wie es in der Gegend des Wener- und Wetter-Sees der Fall ist. Wald- und Weideland ist es zumeist, was wir vom Schienenwege aus erblicken. Wo das Flachland sich dehnt, grünen sorgfältig bestellte Ackergebiete. Ein paar rote Holzhäuschen mit Schindeldächern und Felssteinuntermauerungen bilden ein Dorf in der für Schweden eigentümlichen Bauart. Die Kirchen prunken nicht mit sonderlich hohen und spitzen Türmen, sondern halten sich mehr bescheiden im Charakter der Häuser, zu denen sie gehören. Windmühlen lassen auf gelbrotlichen Höhenzügen schmerzhaft ihre Flügel kreisen. Eine Sägemühle schnurret. Eine Dreschmaschine rattert. Ein Wagen knarrt einen Feldweg hinunter.

Je näher es dem Meere geht, desto veränderter gibt sich die Landschaft. Weiden und Erlengestrüpp findet sich zu kleinen Hainen zusammen. Die Wasseradern, die das Land durchschneiden, werden zahlreicher. Dann dominiert wieder die Birke im Landschaftsbilde. Ihr gefleckter Stamm besitzt nicht jene hohe Leuchtkraft, die den Bäumen des hügeligen Innenlandes eigen ist. Die grauen Flecken der Rinde spielen immer intensiver ins Schwärzliche hinüber. Dabei geht unaufhörlich ein Zittern durch die Blätter. Das ist der Meerwind, der sie nicht zur Ruhe kommen läßt.

Und nun steigt auch schon stumpfgrau am fernen Horizont das Meer auf. Nicht in seiner ganzen Weite dehnt es sich. Nur wie durch Taleinschnitte ist es erst sichtbar. Das machen die Schärenhügel der Küste, die dicht und malerisch dem Festlande vorgelagert sind, und namentlich dem von der See kommenden einen schönen Anblick darbieten. Wald werden die Blide aufs Meer häufiger, freier, weitgedehnter. Ortschaften kommen und gehen und reihen sich zu zusammenhängenden Vorstädten aneinander. Dann tauchen Türme auf. Mehrstöckige, steingebaute Häuser wachsen empor. Ein Meeresarm wird sichtbar. Schiff drängt sich auf ihm neben Schiff. Masten schaukeln auf der leicht bewegten Fläche. Eine Brücke wird passiert. Die roten Ziegelbauten langgestreckter Hafenschuppen wehren dem Blick aufs offene Meer. Das fruchtbare Smaland, das wir durchfahren, liegt hinter uns. Der Zug ist in Kalmar eingefahren.

Auch das im Südosten Schwedens gelegene Kalmarlän ist ein waldbereiches Land. Schären gliedern hier gleichfalls die Küste, und Hügel wellen den gut angebauten Boden. Kalmar ist die Hauptstadt dieser Provinz. Ehemals stark befestigt liegt die Stadt heute still und tot. Nur die Hafengegend ist einigermaßen belebt. Und doch stand in dieser Hafengast die Wiege der vereinigten skandinavischen Reiche. Hier wurde die sogenannte Unionsakte vom 20. Juli 1397 unterzeichnet, die sich jedoch niemals zu einem zur vollen Gültigkeit gelangenden Präliminarvertrag erweisen sollte. Trotz mehrmaliger Erneuerung zerfiel sie schließlich gänzlich im Jahre 1523 nach Gustav Wasas Thronbesteigung,

durch welche sich vieles nicht nur in Schweden, sondern in ganz Scandinavien änderte.

Die alte Unionsstadt ist auf einer Insel erbaut, die mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden ist. Schurgerade, langweilige Straßen kreuzen rechtwinklig einander und lassen nur in ihrer Mitte einen größeren Platz frei, den eine architektonisch nicht unschöne Kathedrale ziert und am Markt abgehalten wird. Hier und da läßt die Giebelfront eines älteren Hauses (Abbildung) oder ein altes Portal (Abbildung) länger den Besucher verweilen. Um so malerischer wirkt die alte Stadtmauer, die Kalmar nach dem Hafen zu einschließt. Gärtnerei-Anlagen hüllen das dunkle, bröckelnde Braun dieses breiten Gemäuers in frisches Grün auf dem man spazieren gehen und aufs Meer hinaus blicken kann. Tore durchbrechen das Mauerwerk und geben schöne Blide auf den Hafen oder in die stille Eintönigkeit des Stadlinnen (Abbildung).

Draußen vor der Stadt, wo der Meeresarm tief, aber nicht allzubreit ins Land schneidet, liegt auf schmaler Landzunge, am Ende eines alten, wohl gepflegten Parks, das Kalmarer Schloß (Abbildung), ein prächtiger, gut erhaltener, imposanter Bau, der ohne Förmlichkeiten jedem Besucher zugänglich ist. Park und Schloß präsentieren ein Stück schwedisches Mittelalters, wie man es sich malerischer gar nicht vorstellen kann. Desto erfreulicher wirkt es, daß diese Stätte, an der zahlreiche Ruder- und Segelboote ihre Anlegestelle haben, vom Publikum in Ordnung und Sauberkeit gehalten wird: ein Zeichen für einen entwickelten Schönheits Sinn und eine tiefe Naturliebe der Kalmarer.

Von der Spitze der Landzunge, auf der das Schloß liegt, hat man einen prächtigen Blick über den Kalmarfjord hinüber nach der Insel Deland, die sich am Horizont als ganz feiner, dunkler Strich aus dem Wasser hebt (Abbildung). Dampfer vermitteln täglich eine zweimalige Verbindung vom Festlande nach der etwa 5 Kilometer entfernten Insel.

Deland ist jene, der Küste von Smaland langgestreckt vorgelagerte Insel, die durch den Kalmarfjord vom Festlande getrennt ist. Politisch gehört das Eiland zum Kalmarlän. Der größte Teil Delands ist Hügelland, das aus einer rötlichen, zur Feldkultur wenig geeigneten Kalksteinmasse besteht. Allbar ist dieses Gebiet genannt, das meist in der Mitte der 130 Kilometer langen und 7-20 Kilometer breiten Insel gelegen ist. Dieser Allbar wird umkränzt vom Landborg, einer fruchtbaren Niederung, die reich an guten Aedern und Wiesen ist. So kommt es, daß fast nur der Landborg zu landwirtschaftlichen Zwecken ausgenutzt ist, die Gehöfte und Dörfer aber — unter ihnen fallen die zahlreichen, an holländische Landschaften erinnernden Windmühlen besonders auf — auf dem Allbar gelegen sind. Die einzige Stadt der Insel ist Borgholm. Sie liegt Kalmar direkt gegenüber, etwa an der schmalsten Stelle des Kalmarfjordes. In neuerer Zeit findet die sonst nur von Fischern und Schiffen bevölkerte Ortschaft auch als Kurort Aufnahme, was wohl hauptsächlich dem vorzüglichen, weit in die See hinausgeschobenen Strande zu danken ist. Das Interessanteste an dem stillen, vertrauten Städtchen ist die auf einem kleinen Hügel gelegene Schloßruine (Abbildung), die in ihrer Bauart an die Blüteperiode der Sankzeit erinnert. Massige Mauern und bauchige Türme lassen aus der Ferne das Ganze etwas gedrückt erscheinen, wirken aber dafür in der Nähe um so wichtiger und schwerer und zwingen den Blick in ihren Bann. Vom Schloßhügel aus erscheint auch das Städtchen selbst, malerisch eingehüllt in das Grün seiner Gärten, recht wohnlich und traulich. Leicht steigt das Hügelland des Allbars hinter ihm an und vor ihm glitzert im Glanze der Sommer Sonne das breite Silberband des Kalmarfjordes.

Und gerade dieser Sund ist das einzig belebte in dieser stillen Gegend. Auf ihm kreuzen die Segler und wirbeln die Schote reißiger Dampfer ihre schwarzen Rauchfahnen in die Sommerluft. Der große Schiffsverkehr, der seine Straßen zwischen Lübeck und Stockholm, zwischen Kopenhagen und den finnischen Häfen zieht, hat in Kalmar seine Anlegestelle und seinen Knotenpunkt. Das wirft ein schwaches Echo des lauten Lebens auch nach dem stillen Borgholm hinüber, das nur durch den dünnen Faden seiner regelmäßigen Verbindung mit Kalmar der großen Welt angegliedert erscheint, die fern draußen braust und brandet und von der doch auch die Deländer auf ihrer einsamen Insel gern manches hören und erfahren. Um ihr grünes Eiland mit den roten Kalksteinhügeln aber braust das Meer, in dessen Tiefen so manches Inselkind begraben liegt, und das so überaus böse dreinschauen kann und gar zornig zu grollen vermag.

—n.

Nachdruck des Inhalts verboten!